

Die Zelle Weh

Nr. 8

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Fortsetzung)

„In der Sonn geh ich net!“ sagte Wendel kategorisch, und seine Frau sagte sofort mit einer sonst an ihr ungewohnten Zärtlichkeit hinzu, daß „der Vatter die Stib net vertrage“, er schwitze so leicht.

Greifeneder verwahrte sich mit heiligem Ernst gegen die Zumutung, daß er imstande wäre, Herrn Wendel, dessen Abneigung gegen die Hitze er ja schon kenne, einen sonnigen Weg zu führen. Und was das Bier betreffe, ein besseres als auf der „Wilhelmshöhe“ gebe es nirgends da herum.

„As das weit?“ fragte die ganze Wendelische Familie gleichzeitig.

Greifeneder lächelte. „No, a gute halbe Stund, höchstens,“ sagte er achselzuckend.

„Dann geh mer!“ entschied Wendel im Ton des Familienoberhauptes.

Nun übernahm Greifeneder die Führung, ein wenig ängstlich, daß seine Wissetat bald ans Tageslicht kommen würde. Er wollte nämlich, um die Freude eines Spazierganges in Reiss Gesellschaft länger zu genießen, einen Umweg machen, um seinen Lieblingsweg einzuschlagen, der durch dunkle, schweigende Wälder und über sonnig duftige Wiesen zur „Wilhelmshöhe“ führte. Daß es nur eine halbe Stunde dauern würde, war wohl eine dreiste Lüge, aber nur eine Notlüge, die durch den löblichen Zweck entschuldigt war und durch die Erwägung, daß die Wendels, einmal im Walde, sich nicht helfen konnten und wohl oder übel bis ans Ziel mußten, weil kein anderes Wirtshaus am Wege stand.

Sie stiegen immer höher. Wendel schwitzte, seine Frau keuchte, und beide begannen unzufriedene Gesichter zu machen. Aber Greifeneder war jetzt rücksichtslos wie ein Eroberer. Er ging unbekümmert mit Reiss voraus und bereitete sie auf die Schönheiten des Weges vor. Oft sei er hier allein gewandert. Manchmal habe er das Bedürfnis, so durch stille, einsame Wälder zu streifen, den Duft der Natur einzusatmen und dem Gezwitz der Vögel zu lauschen. Er sei ein Landkind, habe seine Jugend auf dem Lande verlebt, und so ziehe es ihn eben öfters aus der lärmenden Stadt hinaus ins Freie. . . .

Dann begann er von seiner Jugend zu erzählen, von seinen Eltern, alten Bauersleuten, deren einziges Kind er heute sei, nachdem die anderen vier in jungen Jahren gestorben. Und er wäre heute gewiß ein Bauer wie sein Vater und dessen Vorfahren, wenn ihn nicht

Herr Holzmann, ein entfernter Verwandter seiner Mutter, zu sich ins Geschäft genommen hätte. Damals sei er vierzehn Jahre alt gewesen, die Eltern, die aus ihrem einzigen Sohn auch einen Bauer machen wollten, wären sehr dagegen gewesen, daß er in die Stadt gehe, aber der Dufel habe ihnen lange zugeredet, und er selbst sei auch gern nach Wien. Die Stadt habe ihn gelockt. Aber in seinem Herzen sei er doch ein halber Bauer geblieben und kehre von Zeit zu Zeit gern zur Natur zurück. Und besonders dieser Weg, der sei so recht nach seinem Geschmack. Nicht einmal am Sonntag treffe man hier einen Menschen und könne sich nach Herzenslust auslaufen. . . .

Sie hatten einen dichten, einsamen Wald durchschritten, in dem es nach feuchter Erde und modernden Tannennadeln roch. Nun standen sie auf der Höhe, auf einer Lichtung im Walde, von der sich ein breiter Holzschlag den Bergabwärts hinunterzog. Kirschgeschälte Baumleichen lagen herum, da und dort standen hochgeschichtete Stöße zerfäglten Holzes und verbreiteten einen köstlich frischen Harzgeruch. Durch die ausgerodete Stelle sah man ein Stück Straße, die sich unten hinschlängelte, ein Haus und ein kleines Kirchlein standen am Wege. Ihre Wände glimmerten im blendenden Sonnenlicht, der auf ihnen lag.

Enttäuscht bemerkte Greifeneder, daß Reiss ihm gar nicht zuhörte. „Dauert's noch lang?“ fragte sie ungeduldig. „Da ist's gar net lustig. Gar kan Menschen sieht man.“

Um sie die tiefe Stille der Waldesamkeit, nur von lustigen Vogelgezwitscher hier und da unterbrochen. Unermüdet lockte gerade der Stuck. Mit zierlichen Schritten tänzelte eine Anstel über den Weg. Bunte Falter flogen durch die Luft, ließen sich dann an den Mammeln nieder, die am Wege standen, und huschten wieder mit ausgebreiteten Flügeln davon. Aus dem Gras lugten die zierlichen weißen Blüten des Waldmeisters hervor. Wie frischer, weißer Schnee glitzerten sie in die Sonne. Eine dicke, schwarze Hummel flog über ihnen herum und nippte dann von ihrem süßen, würzigen Inbalt. . . .

Langsam keuchten die Eltern den schmalen, steilen Weg hinauf. Der Vater schimpfte und wischte sich ärgerlich die Stirn, die Mutter vermutete, daß sie sich vergangen hätten, es dauere ja schon länger als eine halbe Stunde. Greifeneder sah sich um, wie um sich zu orientieren,

schlug sich dann ganz entsetzt auf die Stirne und gestand voll Schuldbewußtsein, daß er in der Tat im eifrigen Gespräch mit Fräulein Reiss den richtigen Weg übersehen habe. Nun sei aber nichts zu machen. Umkehren, um auf den rechten Weg zu kommen, das würde eben so lang dauern wie weitergehen. Denn auch hier komme man ans gewünschte Ziel. Er könne alle diese Anstiege sehr genau und werde die Herrschaften ganz gewiß zur „Wilhelmshöhe“ führen. . . .

„Das is d' Hauptsach!“ sagte Wendel ganz erschöpft. „Wenn ich nur ein Bier trigg!“

„Das triegen Z' sicher,“ bekräftigte Greifeneder. „Zind Z' schon müd, Kräuf'n Reiss? Dann leben wir uns vielleicht ein bißl nieder. Hier wär grad ein schönes Fleckel.“

Doch Reiss und auch die Eltern drängten zum Weitergehen. Die Steigung hatte aufgehört, und der nun ebene Weg lockte, dem Wirtshaus und dessen erlebten Genüssen ohne Verweigerung zuweilen.

Bald lag die Lichtung hinter ihnen. Der Wald hatte sein Aussehen verändert. Nicht mehr schwarzer, undurchdringlicher Nadelwald mit nacktem, rissigem Boden wie vorher, nicht mehr die aranen, moosigen Zacken der schlanken Tannen, nicht mehr der dunkle, unheimlich düstere Schatten, in dem bange Vorkommenheit lauerte, ohne menschenwürdige Anstalt vor dem geheimnisvollen Mienen der freien Waldesamkeit. Durch das lockere und zarte Laubdach lächelte jetzt die Sonne zutraulich herein, flüchtige Licht und Schattenfrängel buchten über die knorrigen Stämme und den grasbewachsenen Boden. Zartbraun schimmerte die Rinde der Buchen im gedämpften Licht der Sonne, während die hellen Nerven wie weißer Schnee leuchteten. Zwischen den Baumkronen wogte es wie ein flüssiger Schleier bläulichen Nebels, von den glitzernden Strahlen der Sonne durchsunzelt.

Das war ein freundlicheres Bild und gefiel Reiss viel besser, wenn sie sich auch noch immer nicht verbergen konnte, daß sie sich eigentlich ganz andere Vorstellungen von dieser Landschaft gemacht hatte. Mehrmals fragte sie mit sichtlich Ungeduld, ob es dort im Wirtshaus auch so leer sein werde wie hier.

Zaghaft bemerkte Greifeneder, daß er sich nichts Schöneres denken könne als so mit ihr allein durch die freie Natur zu streifen. Er suchte seinen Blick in ihren zu versenken, seine Stimme wurde weich und flüsternd und zitterte

leise. Doch es gelang ihm nicht, in Nesi verwandte Töne zu wecken. Lachend erwiderte sie, daß sie, um allein zu sein, doch keinen Ausflug zu machen brauche, das habe sie ohnehin den ganzen Tag in ihrem Hofzimmer bei der Arbeit. Am Sonntag wolle sie sich unterhalten...

Bemerklich unwirsch rief der Vater, daß er schon einen „Nesendurst“ verspüre. Ob denn das „dalkerte“ Wirtshaus noch nicht bald da sei. Es wäre eine Unverschämtheit von einem Wirt, sein „Lokal“ so hinzubauen, daß kein vernünftiger Mensch hinkommen könne. Sogar die geduldige und schlichter Frau Wendel wagte die Aeußerung, daß der Weg auf die Knödelhütte in Hütteldorf, den sie schon mehrmals gemacht hätte, dagegen ein „Kinderpiel“ sei.

Nun eröffnete sich auf ihrer Wanderung ein neuer Ausblick. Zu ihrer Rechten verlief sich der Wald, eine ungeheure Wiese zog sich den Hügelabhang hinunter, von hohem, saftstrobendem Gras bedeckt, in das ein bunter Plumentepich eingewebt war. Und jenseits der Straße sah man wieder ausgedehnte Wiesen, in leuchtendes Grün getaucht, hier und da ein einsames Bauernhaus auf sonnigem Hügelhang, von blühenden Zwergobstbäumen umgeben. Weiter abwärts stand ein schmuckes Gehöft, vor das eine mächtige Holzveranda hingebaut war, das erlebte Gasthaus, und ganz rückwärts, fern am Horizont, erblickte man einen langgestreckten Höhenzug, aus dessen waldiger Hüfte ein Ausichtsturm hervorjab und fast den Himmel zu berühren schien. Mit krächzendem Geschrei flog eine Schar Raben durch die Luft, wie schwarze Schatten über das zartblau Firnament huschend.

„Sehen S', meine Herrschaften,“ sagte Greifeneder befänstigend, „das Häusl dorten, da kehren wir ein. Das is das Wirtshaus!“

„Welches?“ fragten Herr und Frau Wendel mit resignierter Miene. „das erste da unten?“

„Nein,“ erwiderte Greifeneder und wies mit dem ausgestreckten Zeigefinger in die Ferne. „Sehen S' -- dort!“

„So weit noch?“ Klang es enttäuscht. „Ne, da gibt's halt nix. Jetzt muß mer schon gehen.“

„Gibt's dort a Musik?“ fragte Nesi neugierig.

„A Muik? -- Nein. Aber schön is's oben, Fräul'n Nesi. Werden S' sehen, dort wird's Ihnen g'fallen.“

Der Ausblick schwand. Sie kamen auf einen Weg, der wie eine Lanze mitten durch einen Jungwald ging. Ueber ihren Köpfen schlossen sich die zarten, dünnen Zweige zu einem dichten Dach, durch das nur stellenweise ein Stückchen blauen Himmels und ein glitzender Sonnenstrahl hereinlugte. Ueberall leuchtendes Grün und funkelndes Gold, anheimelndes Gemisch von Waldesdunkel und Tageshelle. Wie tanzende Sonnenstäubchen schwebten die Rückenwärme auf und nieder und freuten sich ihres jungen, sorglos tollen Daseins.

Greifeneder ging still neben Nesi. Eine leise Enttäuschung arbeitete in ihm. Gern hätte er von dem jungen Mädchen nur ein Wort gehört, das zu seinen Gefühlen gestimmt hätte. Er hatte sich so sehr auf diesen Spaziergang gefreut und gehofft, daß das Alleinsein mit ihr in der Natur das zuwege bringen würde, was er seiner ungelungenen und, wie er's selbst deutlich empfand, für zarte Regungen ungeeigneten Ausdrucksweise nicht zutraute. Aber dieses rechte Wort wollte nicht kommen.

Nesi war wiederum ganz erstaunt, daß der lustige, feiche Herr Greifeneder heute gar so langweilig war. Sie hatte sich einen Ausflug mit ihm ganz anders vorgestellt und gedacht, daß es fidel zugehen und eine tüchtige „Sch“ geben würde, wie man's bei Landpartien gewohnt war, während sie bisher auf dem ganzen

Weg noch nicht ein einziges Mal auch nur ordentlich gelacht hatte. . . . Verrückte Idee das, sie in diese Einöde zu führen. Das nannte er eine Unterhaltung! . . . Sie schwieg verstimmt zu allen seinen Bemühungen, sie aufzuheitern. Auch die Eltern machten verdrießliche Gesichter und sagten, daß es ein „Biechsweg“ sei, den sie nicht mehr lange aushalten könnten.

Als sie aber bald ins Freie hinaustraten und das Ziel ihrer Sehnsucht vor sich auf dem Hügel erblickten, nah und untrüglich, wurden sie von einer versöhnlicheren Stimmung ergriffen. Sogar das nahmen sie ohne Märgeln hin, daß sie — es war gegen vier Uhr — im heißen Sonnenbrand gehen mußten. Es war ein ausgeholzter Abhang, jetzt mit Hasel- und Himbeerstauden bewachsen, und die Nachmittagssonnenglut lag brütend auf dem Felde. Von anderen Wegen, die alle hier mündeten, kamen viele Spaziergänger und gingen auf dasselbe Ziel los, auf das gastlich winkende Wirtshaus, das sich mitten auf der grünen Hügellehne erhob.

Noch eine kleine Steigung, die das Wendelsche Ehepaar zur Verzweiflung brachte, und nun waren sie oben, auf dem umfangreichen Hügelplateau, auf dem das Wirtshaus stand. Zu ihren Füßen zogen sich üppige Wiesen hin mit ihren bunten Farbenflecken auf leuchtend grüner Unterlage, dann ein Stück Straken-erpentine, weiß und staubig und im Sonnenbrand glitzernd, und wieder Wiesen und Felder, trübsalfrisch und duftig; keine menschliche Behausung ringsum, soweit der Blick reichte. Im Umkreis eine mächtige Hügelkette und hinter dieser neue Erhebungen, wie auf sie getürmt, und zwischen ihnen lugten die Köpfe noch höherer, fernerer Berge hervor, grün belaubt und wie in einen bläulichen Schleier gehüllt. Und ganz weit entfernt, dem Auge nur in matten, verschwommenen Umrissen erkennbar, schimmerten zeitweise, wie von einem Nebelmeer umgossen, die unendlichen Spizen der Dolomiten hervor und verschwanden dann wieder im grauen Dunst. . . .

„No, is 's da net schön?“ rief Greifeneder frohlockend, mit der Bärtlichkeit eines Menschen, der in ein herrliches, ihm vertrautes Fleckchen ganz verliebt ist.

„Ganz schön,“ sagte Frau Wendel, ohne anzusehen, und lobte die Größe der Holzveranda, in der es hübsch schattig und kühl sei, bedauerte aber, daß das Haus nicht mitten im Walde stehe. „Im Wald is's doch was anders,“ fügte sie wie zur Erläuterung hinzu.

„Dann hätten S' ja net die Aussicht, Frau Wendel,“ bemerkte Greifeneder, seinen Lieblingspunkt verteidigend.

„Ja, das is wahr, die schöne Wiesen könnt man dann net sehen.“

Nesi sah sich unter den Leuten um. Eine Gesellschaft junger Burschen und Mädchen, die an einem langen Tische saßen und lustige Späße trieben, hatte ihre Aufmerksamkeit erregt. Neidisch beobachtete sie, wie fidel es dort zuging. Einige der jungen Leute hatte Ziehharmoniken und spielten darauf von Zeit zu Zeit Wiener Gassenhauer, es wurde gesungen und viel gelacht, laut und grählend, wie es nach reichlichem Biergenuß einzutreten pflegt, wenn die Stimmung schon unternehmungslustig wird.

Aus den Augen der Burschen stammten gierige Blicke, nicht nur auf die jeweilige Nachbarin hin, sondern wahl- und regellos, wie es die momentane Laune eingab. Heiß und herausfordernd sahen die Mädchen herum, beginnender Rausch und aufkeimendes Verlangen leuchteten aus ihren feuchten, schwimmenden Augen. Sie lachten so laut und selbstvergessen, wie es die Trunkenheit der Sinne mit sich bringt, und lehnten sich wie betäubt an die Schultern ihrer Nachbarn, die wieder ein un-

bändiges Vergnügen darin fanden, die Mädchen von sich abzuschütteln und dazu laut und selbstbewußt zu lachen. Dann ergingen wieder verschiedene Einladungen an die Verschämten, e doch lieber mit einem anderen zu versuchen. Unter allgemeinem Hallo! und brüllendem Gelächter wurden nun die Plätze getauscht und Liebfosungen gewechselt, bis eine vorübergehende Ernüchterung die Eifersucht weckte um jeden feinen, wenn auch nicht rechtmäßigen, jedoch stillschweigend anerkannten Schatz zu sich nehmen ließ, worauf eine Versöhnung mit Stuß, Umarmung und Lachen erfolgte und mit lauten Stößen der Gläser auf die Tischplatte frisches Bier bestellt wurde.

Greifeneder, der heute seine Gäste freihalten wollte, machte die Bestellung beim Stellner, für sich und Wendel Bier, „aber nu wenn's frisch an'zapft is“, bemerkte Wendel mit streng ermahnendem Blick, den der Stellner mit „Sehr wohl“ erwiderte -- es war ein sehr geübter, aus Wien verschriebener Mischkellner, für gewöhnlich bediente der Wirt in eigener Person. „Und ohne Hansl!“ rief Wendel noch dem Stellner zu, als er sich schickte, um die Wünsche der Frauen erkundigte, die Staffee bestellten. „Und an Gugelbupf, wenn er frisch is!“ fügte Frau Wendel, im Bewußtsein, daß es nichts koste, stolz hinzu.

Jetzt fühlte sich Nesi etwas behaglicher, und weit auch Greifeneder wieder in seine altbekannte Lustigkeit verfiel und anzügliche Späße über die Gesellschaft am langen Tische machte, immer mit deutlicher Beziehung auf Nesi, wurde da junge Mädchen redlicher und lachte wieder so übermütig und kokett, wie es Greifeneder an ihr liebte. Sie neckten sich gegenseitig mit harmlos ausgelassenen Bemerkungen, in die Greifeneder manche zweideutige Anspielung einflocht, was Nesi wiederum so heiter stimmte, daß sie verschämt in sich hineinficherte und ihren Nachbar strafend auf den Arm schlug, ihm dabei aber durch ihren kindlich frohen Blick zu erkennen gab, daß von Zornen keine Rede sei.

Wendel hatte sich's recht bequem gemacht. Er legte den Zylinder ab, streckte die Beine weit von sich und war schon beim dritten Glaße Bier, das er überaus lobte. Nun streckte er sich eine Zigarre an, die ihm Greifeneder angeboten hatte, und passete einen Arm über die Lehne des neben ihm stehenden Sessels geschlagen, die dicken Wolken in die würzige Frühlingsluft. Frau Wendel kunkte mit großer Unständlichkeit ihren Gugelbupf in den Staffee, fand beides sehr gut und wuschte sich, als sie fertig war, mit der linken Hand den Mund ab, während sie mit der rechten die Krumen auf dem Tisch Tuch zu sammelte. Dann hielt sie die linke Hand zur Hälfte unter die Platte, schob mit der Rechten das Krümelhäufchen hinein und streut den leckeren Rest ihrer Mahlzeit den zwischen den Tischen schnatternden und herumwatschelnden Enten zu.

(Fortsetzung folgt)

Städtische Nahrungsfürsorge im Mittelalter.

Von Alwin Adé.

(Schluß)

Ueber eine gewisse Zeit hinaus durfte frisches Fleisch nicht feilgehalten werden. Breslau bestimmt dafür im 14. Jahrhundert als Höchstbauer 3 Tage.

Um die Kontrolle der vom Rade und der Zunft ernannten Schaumeister zu erleichtern, waren die Städte schon frühzeitig aus sanitäre und Reinlichkeitsgründen zur Errichtung städtischer Schlachthäuser mit Schlachthauszwang übergegangen. Hugsburg verordnet 1276: „es soll auch kein Fleischmanger kein Kind, noch Schaf, noch Kalb stechen anders als in dem

Schlachthaus. Wer das bricht, ist dem Burggrafen die Geldnuß schuldig, wie er nach Recht soll. Aber Schweine, die mag er daheim wohl brühen in seinem Haus und stechen“.

Nahrungsmittel sollten nach den Vorschriften des Mittelalters wenig oder gar nicht miteinander oder untereinander vermischt oder vermischt werden, auch wohl wieder zur Erleichterung der Lebensmittelkontrolle. So sollten die Bäcker Weizen, Roggen, Hafer und Gerstemehl besonders verbäcken, also verschiedene Brotforten, in Augsburg z. B. sechsflei, herstellen. Ebenso war es bei den Fleischern. In vielen Städten, z. B. Eßlingen, durfte jeder Fleischer überhaupt nur eine bestimmte Sorte Fleisch feilhalten. In Ulm schrieb die Ratsordnung von 1111 jedem Fleischer vor, zu Anfang des Jahres dem Räte zu melden, welche Art von Metzgerei, Schweine-, Mord- oder Kleinmetzgerei (Kalb, Schaf, Ziege) er im kommenden Jahre treiben wolle. Keine andere als die angemeldete Sorte Fleisch konnte er dann das Jahr über verkaufen; es stand ihm jedoch frei, jedes Jahr beliebig mit der Art des Schlachtens zu wechseln.

Die gleiche strenge Vorschrift erstreckte sich auch auf Wein und Bier. Die Weinwirte durften den Wein nicht mischen, weder mit Wasser, Milch, Birnen- oder Apfelmost, noch geringere Weine mit besseren. Jeder Wein mußte für sich und mit richtiger Herkunftsangabe verkauft werden, in Nürnberg z. B. die Frankenweine nicht als Rheinweine. Jedem Wirt war nur eine Sorte Wein auszuschenken erlaubt. 1174 ergeht ein kaiserlicher Erlass, an den Rat von Leipzig, der sollte, weil sie vernommen, daß in Leipzig von Weinschenken viel Unordnung und Ungehörigkeit mit Vermischung der Weine geübt, dadurch sich viele Leute beklagen, daß sie deshalb mit Krankheit befallen, strenge Verordnung erlassen, daß man alle Weine, sei es Malvasier, Rheinfall, Welschwein, Elßasser, Rheinwein, Köhlschenbrodaer, Saalwein oder wie sie Namen haben, unvermischt, unvermengt und untemperiert verschenke. Weinen, welche die Farbe verloren haben, sollen keine schädlichen Dinge beigemischt werden“. Dabei war das Weinmachen, das „wonne machen“, überall im Schwunge. Man verstand darunter die „Verbesserung“ des Weins mit Brauntwein, Schwefel, Scharlachkraut, Eiern, Milch, Salz, Kalk oder anderen Mitteln. Ein bayerischer Landtagsabschied aus dem 15. Jahrhundert sagt: „Weine sollen nur mit ziemlichen Gemächten, als mit Milch, Eier, Ingwer, Krautmehl, die den Leuten unschädlich gemacht werden. Von der Weine wegen, die von Franken, aus dem Elßas; und anderen Orten herabgehen, die mit Schwefel, Meißel, Säuren und anderen unziemlichen Gemächten gemacht sind, seien Leute zu bestrafen, wo man solch unziemlich Gemächt fände, den Nässern alsdann den Boden einzuschlagen.“ Trotz strenger Strafen war dieser Weinpantfcherei nicht beizukommen. Und zwar legte sie frühzeitig ein, denn Manichverbote finden sich schon in Zürich 1300, in Mailand und London 1329. Stadtverweis, Brandmarken wurde über die Pantfcher verhängt. In Frankfurt a. M. sollten die bei einer der häufigen Stellervisitationen, an denen man es niemals fehlen ließ, gefundenen, mit gepantfchtem Weine gefüllten Nässer vor den Räte geübelt, ihnen durch den Scharfrichter der Boden ausgeklagen und der Wein in den Main gelassen werden. Aber alle Maßnahmen der Behörden blieben diesem Uebel gegenüber ohne Erfolg. 1489 war die Pantfcherei so groß und so allgemein, daß Kaiser Friedrich den Räte Schenklin zum Reichsweinrevisor in Schwaben, Franken und dem Elßas ernannte.

Diese allgemeine Weinpantfcherei mochte wohl auch der Grund sein, weswegen die Städte

so viel orts Weinhandeltreiben, Basel, Breslau usw. z. B. schon im 14. Jahrhundert. Insbesondere war der Handel mit Rheinweinen und anderen schweren Weinen öfters ein Monopol des Rates, so in Bremen, Lübeck, überhaupt wohl überall da, wo die Städte eigene Weinkeller besaßen. In Hamburg brachte der Ratsweinkeller in den Jahren 1563 bis 1566 aus dem Erlös von 700 Ohmen (à 144,9 Liter) Rheinwein einen Gewinn von 1319 Mark 6 Schilling, aus französischen Weinen und von Brauntwein einen solchen von 443 Mark 8 Schilling. Welche Vorräte die Städte hielten, beweist die Tatsache, daß Hamburg 1603 bei der Erbhußdigung an den König von Dänemark für 13418 Mark Banco rheinische und heiße Weine aus dem Ratskeller verbrauchte. 1602 brachte der Ratsweinkeller 1186, 1603 3351 Mark Banco Gewinn, 1604 dagegen 1810 Mark Verlust.

Zorgte die städtische Nahrungsvororgane im Mittelalter für reichliche Zufuhr, für gute Ware, so sorgte sie auch für einen entsprechenden Preis. Dem Verkäufer war es nur erlaubt, einen „Mittlichen“, d. h. einen auf Leben und Lebenslohn berechneten Gewinn zu nehmen. Alle Preise wurden durch den Rat und die Vertreter einer jeden Zunft unter genauer Berechnung aller Unkosten festgelegt. Für die Fleischer und Bäcker diente dazu als reale Grundlage ein je weiliges unter Ratsaufsicht stattfindendes Probegut und Probegeschlachten. Die Nürnberger Stadtordnung bestimmte 1276 über das Baden von Probegut: „wenn St. Jakobstag (25. Juli) kommt und man neues Getreide haben kann, Weizen und Roggen, soll man Probegut baden“. Solches geschah unter Aufsicht von zwei Bäckern und zwei Biederben Wirtgern; nach dem Ergebnis wurden die Preise für die verschiedenen Brotforten bis zum nächsten Jahre festgelegt. 1622 ließ der Rat von Nürnberg 6 ungarische Ohren schlachten und berechnen und fand, daß bei einem Preise von 10 Kr. für das Pfund Rindfleisch die Fleischer einen schönen Verdienst hätten. 1723 erstand die Berliner Metzgerzunft auf dem Breslauer Johannismarkt 412 Ohren. Aus diesen suchte sich der Rat die 6 fettesten, die Zunft die 6 magersten aus. Die Tiere wurden in das Ratshaus eingeliefert und hier geschlachtet. Es stellte sich heraus, daß den Metzgern das Pfund Rindfleisch, einschließlich aller Nebenansgaben, auf 20 Pf. zu stehen kam. Als Verkaufspreis für das Pfund Rindfleisch setzte dann der Rat 21 Pf. fest.

Nicht nur Fleisch und Brot, sondern alle Lebensmittel waren schon frühzeitig der städtischen Zure unterworfen. In München befinden sich bereits im 13. Jahrhundert alle Lebensmittel taxiert, z. B. Wein, Most, Bier, Mehl, Schmalz, Fische, Hühner, Del usw.

Auf Lieferung richtigen Gewichtes wurde scharf acht gegeben. In Basel mußte im 15. Jahrhundert, wenn das Viertel Korn 1 Pfund Pfennige kostete, ein gut gebackenes Weißbrot 11 Lot, ein Kornbrot 18 Lot wiegen. Auf dem Markte waren öffentlich Probewagen aufgestellt, auf denen man alles auf den Markt gebrachte Brot nachwog. Schlechtes, verdorbenes oder weniger Gewicht habendes Brot wurde durch die Brotschauer aufgeschnitten und konfisziert. In Freiberg i. Sa. kam solches nach Befinden in das Rind- oder Siedenhaus, gänzlich unbrauchbares wurde vernichtet. Keine Klage über Preis- oder Gewichtschinderei irgend eines Lebensmittels erweckt dabei irgendeinem mittelalterlichen Stadtrate zu kleinlich, als daß er nicht sofort zur Abhilfe geschritten wäre. Im Jahre 1611 beslagte sich in Eger zur Zeit des Sommerjahrmarktes alle Welt über die Kleinheit der Pratswürste. Sofort tritt am 13. Juni der Rat zusammen und beschließt, „wann die Metzger bei verschiedenen Jahrmärkten die Pratswürste so gar klein gemacht, daß eines nur 1 Lot, etliche gar nur 3 quinklein gewogen, ist

ihnen solches ernstlich zu verweisen und soll künstig ein Ordnung gemacht werden, wieviel ein solch Würstlein, so um einen weissen Pfennig verkauft wird, am Gewicht haben soll“. Zwei Tage später erscheint denn diese Ordnung und bestimmt, „daß die Metzger, welche in der Kirchweib Pratswürst braten, sowohl andere, welche sonst zu anderen Zeiten ungebrauten zu verkaufen pflegen, dieselben jederzeit also fertigen sollen, daß sechs große Pratswürst, deren man eine um 1 Kreuzer kauft, ein Pfundt und achtzehn kleine Würstlein, deren man drei um einen Kreuzer zu geben pflegt, auch ein Pfundt, jedoch nicht, wenn sie albereit gebraten sind, sondern zuvor, ehe wann sie aufgelegt werden, am Gewicht haben sollen. Welcher aber betreten wird, der ste am Gewicht geringer macht, wider denselben will ein Ehrbar Rat mit ernster Strafe verfahren“.

Natürlich bleiben bei den Bestrebungen der mittelalterlichen Stadtverwaltungen, dem konsumierenden Bürgertum gute und reichliche Ware um möglichst geringen Preis zu liefern, eine Abnahme von Streit und Meibereien zwischen dem Räte und den beteiligten Handwerksorganisationen nicht aus, zumal trotz der größten strengen Aufsicht weder Fleischer noch Bäcker jemals den Versuch aufgaben, durch tarnwürdige Preissteuern oder durch Mindergewicht das laufende Bürgertum zu betrügen. 1615 zog in Frankfurt a. M. der Rat von den Bäckern allem auf einen Schlag eine Buße von 300 M. wegen Mindergewichtes des Brotes ein. Als in Eger 1601 die Metzger ihre Waagen und Gewichte aufgezogen und dieselben dermaßen befunden, daß sie alle ströcklich, indem die Pfund um 1 Lot zu leicht und die Palkemwaagen um 1½ Lot vor sich geschlagen“, wurden sie „auf das Lot“ zu 10 Taler, eventuell zur Turmstrafe verurteilt, der Fleischhauer Markt wurde überdies, weil er „über Verbot, ehe die Gewichte aufgezogen, seine Pank geöffnet“, in den finsternen Turm geworfen. 1620 wird das ganze Handwerk wegen Mindergewichtes so lange in Arrest gesetzt, bis jedweder Meister 10 Schod Groichen zur Strafe gebüßt hatte.

Stiegen einmal die Rohpreise, sofort wurden Bäcker und Fleischer renitent und weigerten sich, der Zure gemäß zu verkaufen. Lieber riskierten sie große Vermögensverluste und schwere Leibstrafen, ehe sie ihre Profitgier und Starrigkeit ein wenig zügelten. Denn wenn auch die damaligen Ratsbehörden zunächst versuchten, ohne Gewaltanwendung den Widerstand der Handwerker zu brechen, sie konnten auch anders. Es war noch milde, wenn in Freiberg i. S. 1510, als die Bäcker aufschlugen, während doch das Getreide billig war, der Rat anordnete, daß die Bäcker all ihr Brot aufs Rations tragen und dasselbe nach den Vierteln und Kotten unter die Bürger und Peralente zum tarmäßigen Preise abgeben mußten. Als 1563 in Eger zur Zeit der Kirchweib die Fleischer passive Resistenz trieben und deshalb große Fleischnot herrschte, wurden 10 Meister vom Handwerk vor der Kirchweib, alle anderen nach der Kirchweib „in die Schuldkammer und in die Probustete“ eingelagt. 1571 weigerten sich die Fleischer von Danzig, das Fleisch auszuwiegen und auszu-pfunden, wollten dasselbe nur im ganzen, als Vorder- oder Hinterviertel verkaufen und schloßen dem Räte zum Trotz ihre Fleischbänke. Der Rat reagierte zunächst nicht, er ließ Vieh aufkaufen und durch Beamte schlachten, das Fleisch aber im Kleinen an die Bevölkerung verkaufen. Als aber die Fleischer Boten auf das Land und zu den Viehhändlern schickten, um damit dem Räte die Aufkaufsmöglichkeit von Vieh völlig zu unterbinden, wurde dieser ungenüßlich. Er ließ das ganze Handwerk, 80 Meister, in den Kerker werfen und ein volles Jahr darinnen sitzen. Dann war's mit ihrem Widerstande vorbei. —

Alle noch so sorgfältig ausgewählten Maßnahmen der mittelalterlichen Städteverwaltungen auf dem Gebiet der Nahrungsfürsorge konnten schließlich doch nicht das Hereinbrechen großer Fenerungen, Mangel und Not verhindern. Mißwachs, Hagel, Dürre und Stille und die immerwährenden Kriege machten nur zu oft alle ihre Anstrengungen zunichte. Unlätig sahen jedoch auch bei solchen Ereignissen die Aufsichtsorgane des Mittelalters nicht zu, am wenigsten ließen sie sich dabei von Müchlichkeit auf den bestkenden Teil der Bevölkerung leiten. Als 1561 in Schwaben und Württemberg z. B. eine außergewöhnliche Fleischnot und Fleischteuerung herrschte, traten Ulm, Memmingen, Gmünd, Heilbronn usw. mit Württemberg und Baden zu einem Fleischkartellverein, d. h. zu einer gemeinsamen Festsetzung der Fleischpreise, zusammen. Am einschneidendsten war dabei der Beschluß, daß der Teuerung wegen jedermann zweimal die Woche kein Fleisch essen und bei Gastmählern und Hochzeiten nie Fisch und Fleisch zusammen zur Tafel gegeben werden sollte. Damit war doch wenigstens auch den Reichen nicht ihr Anteil an dem allgemeinen Leiden und der Entbehrung erspart.

Außerordentlich lobenswert war das Bestreben mittelalterlicher Städte, einzelne Zweige der Nahrungszufuhr in eigenem Betriebe zu führen. War dabei auch nicht immer die Müchlichkeit auf das Allgemeininteresse des Konsumenten, sondern ein zu erzielender Handelsgewinn die überwiegende Triebkraft des Unternehmers, das konsumentierende Bürgertum selbst kam auf alle Fälle gnädiger und billiger dabei weg, als wenn z. B. der Korn- und Salzhandel meingeschränkt einer strupelloßen privaten Spekulation überantwortet geblieben wäre. In Venedig war z. B. der ganze Kornhandel in den Händen der Stadt, und die Stadtviertel waren, wenn sie von dem Rate, der die Einfuhr verwaltete, das für ihren Bezirk nötige Getreide erhalten hatten, verpflichtet, jedem Bürger das ihm zukommende Quantum ins Haus zu schicken. Ebenso kaufte London den Großteil seines Getreidebedarfs selbst ein „zum Nutzen und Vorteil in allen Dingen dieser Stadt und Kammer von London und aller Bürger und Einwohner derselbigen, so viel an uns liegt“, wie der Mayor der Stadt 1565 über den Zweck dieses Getreidehandels schrieb. In Deutschland hielten Basel, Regensburg, Breslau den Kornhandel in eigenen Händen. Das gleiche geschah mit dem Salzhandel. In Basel befand sich dieser seit dem Jahre 1362 in eigener Regie der Stadt. Die Einwohner mußten das Salz im Salzhaus holen. Die Verwaltung desselben lag in den Händen des Salzmeisters, unter dem 12 Salzmeister oder Mütter und 3 Salzhausknechte standen. Die Oberaufsicht über das Salzhaus aber hatten 3 Ratsherren, die sogenannten „Salzherren“, denen der Salzmeister rechnungspflichtig war. In Frankreich pflegte die Stadt Amiens das Salz zu kaufen und es allen Bürgern zum Festpreis zu überlassen. Die noch heute in vielen französischen Städten zu findenden Hallen, die früher städtische Niederlagen für Korn und Salz gewesen waren, beweisen, wie allgemein die Handelstätigkeit für eigene Rechnung auch in den französischen Städten des Mittelalters gewesen.

Selbst wenn die mittelalterliche Stadt irgendeinen Zweig der Nahrungszufuhr nicht als Monopol und nicht in eigener Regie betrieb, war sie doch jederzeit bereit, sich an demselben finanziell oder sonstwie zu beteiligen. So erhielten in Eger die Fleischer zum Einkauf von Ochsen in Prag, Ungarn und Polen vom Rate Geldvorschüsse, die sie nachträglich mit demselben zu verrechnen hatten. Als die Fleischer von einer solchen Reise im Jahre 1622 „aus Bosheit leer“ zurückkamen, wurde „das ganze handwerk rottenweise in die finsternen Keller eingelegt“, zur Strafe für ihren Widerstand.

Farbenphotographie.

Von Gustav Rehnke.

In der korrekten Wiedergabe von Form und Zeichnung des abgebildeten Gegenstandes ist die Photographie seit langer Zeit unübertroffen. Eins jedoch blieb sie uns bis in die neueste Zeit hinein schuldig, nämlich die Wiedergabe der Farben im photographischen Bilde. Zwar gibt es schon längst Bilder, die als farbige Photographien bezeichnet werden. Solche Bilder sieht man oft neben Ansichtspostkarten und ähnlichen Artikeln in Schaufenstern ausliegen.

Aber diese Bilder haben ihre Farben nicht durch ein photographisches Verfahren erhalten, sondern es sind gewöhnliche photographische Kopien, die mittels Farbe und Pinsel übermalt wurden. Die Photographie in natürlichen Farben, auch Farbenphotographie genannt, ist ein Kind der allernuesten Zeit. Ihre Erzeugnisse sind ziemlich kostspielig und daher erst sehr wenig verbreitet.

Die Bemühungen der Forscher, mittels der Photographie Bilder in natürlichen Farben herzustellen, setzten schon bald nach Erfindung der Photographie ein. Eine Reihe namhafter Fachleute beschäftigte sich, unabhängig von einander, jahrzehntelang mit der Lösung des Problems der Farbenphotographie. Auf verschiedenen Wegen suchten sie das Ziel zu erreichen; sie kamen auch nach langen Bemühungen zum Teil ans Ziel.

Von den verschiedentlichen Methoden der Farbenphotographie sind einige bis jetzt nicht über das Stadium wissenschaftlich interessanter Arbeiten hinausgekommen. Nur wenige Methoden, die sich alle auf dasselbe Grundprinzip zurückführen lassen, konnten so weit vervollkommen werden, daß sich die Praxis ihrer bediente.

Die wesentlichsten Grundzüge dieser gegenwärtig ausgeübten Methoden der Farbenphotographie sollen hier besprochen werden. Zum besseren Verständnis dessen vergewärtigen wir uns zunächst die Grundlagen der Photographie überhaupt.

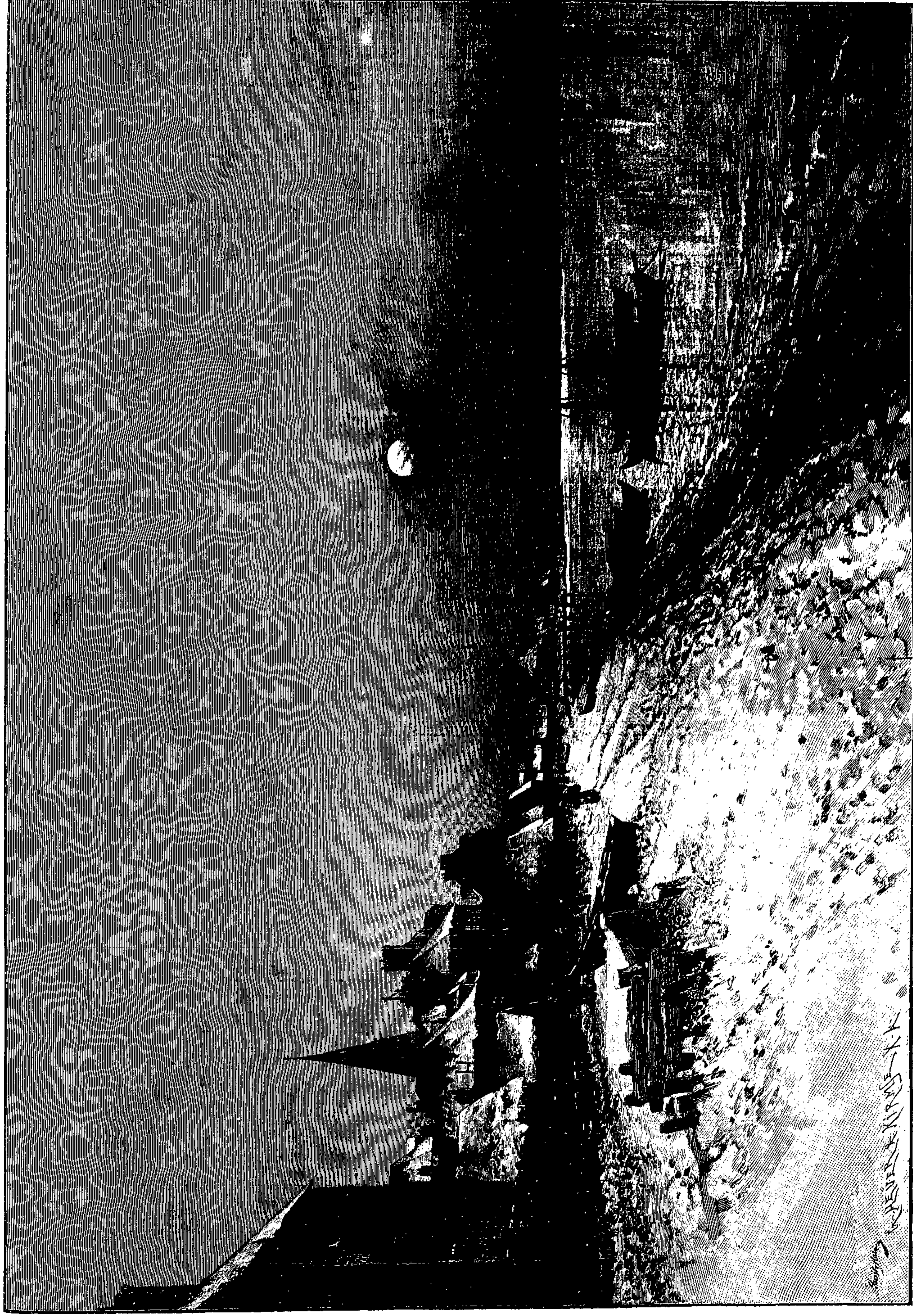
Wir sehen einen Gegenstand. Das heißt: die auf den Gegenstand fallenden Lichtstrahlen werden ganz oder zum Teil von seiner Oberfläche reflektiert (zurückgeworfen). Die reflektierten Lichtstrahlen lassen auf der Netzhaut unseres Auges das optische Bild des Gegenstandes entstehen. Auf ganz dieselbe Weise kommt auch in der Kamera des Photographen ein optisches Bild zustande. Daß wir das optische Bild auf der photographischen Platte dauernd festhalten können, das verdanken wir der chemischen Wirkung des Lichtes. Die Lichtstrahlen rufen nämlich überall, wo sie die Bromsilberemulsion treffen, eine zunächst nicht sichtbare Veränderung hervor, die erst durch nachträgliche Behandlung mit bestimmten Chemikalien (Entwicklung) sichtbar wird. Das Ergebnis der Entwicklung ist ein grauschwarzes Tonbild auf glasklarem Grunde. Die hellsten Partien der aufgenommenen Gegenstände erscheinen auf der Platte am kräftigsten geschwärzt, die dunkelsten Partien sind durchsichtig und die zwischen hell und dunkel liegenden Tonabstufungen sind mehr oder weniger geschwärzt. Wird eine solche Platte — ein Negativ — auf lichtempfindliches Papier gelegt und dies dem Licht ausgesetzt, so färbt sich das Papier dunkel und zwar am kräftigsten da, wo das Negativ am durchsichtigsten ist, am wenigsten aber unter den am meisten gedeckten Partien des Negativs. So entsteht das positive Bild, welches Licht und Schatten dem Original entsprechend wiedergibt, aber keine Spur von den Farben des Originals zeigt.

Man ist die Frage zu beantworten: Durch welche Mittel und auf welchem Wege kommen wir zu einem photographischen Bilde, welches die natürlichen Farben des abgebildeten Objekts wiedergibt? Zunächst wollen wir uns darüber klar werden, wie die Farbenercheinungen in der uns umgebenden Welt überhaupt zustande kommen.

Das Licht, welches unserem Auge weiß erscheint, besteht in Wirklichkeit aus Strahlen von verschiedenen Farben. Durch Brechung der Lichtstrahlen werden uns die einzelnen farbigen Bestandteile des Lichtes sichtbar. Diese Erscheinung tritt in der Natur im Regenbogen auf. Künstlich wird sie erzeugt, wenn wir Lichtstrahlen durch ein dreieckig geschliffenes Glas auf eine weiße Fläche fallen lassen. Dann zeigen sich auf der weißen Fläche die Farben des Regenbogens: das Spektrum. Die Zerlegung des Lichtes in seine farbigen Bestandteile geschieht nicht nur durch Brechung der Strahlen, sondern auch dadurch, daß ein Teil der Lichtstrahlen aufgesaugt wird und der übrig bleibende auf unser Auge wirkende Teil des Lichtes uns als Farbe zum Bewußtsein kommt. Kein Körper ist an sich farblos. Nur das Licht läßt ihn farblos erscheinen. Ein Gegenstand sieht deshalb blau aus, weil er ausschließlich oder vorwiegend nur die blauen Strahlen des auf ihn fallenden Lichtes reflektiert, alle anderen aber absorbiert (aufsaugt). Ein Körper, der uns gelb erscheint, reflektiert gelbe Strahlen und absorbiert alle übrigen usw. Weiß sind für uns die Körper, welche alles Licht reflektieren, schwarz diejenigen, welche alles Licht absorbieren. Die unendliche Reihe der unbestimmten Farbtöne kommt dadurch zustande, daß gleichzeitig Lichtstrahlen von verschiedenen Farben in verschiedenen Mengen reflektiert werden, also durch Mischung von farbigem Licht. Nicht alle Farben des Spektrums sind erforderlich, um sämtliche vorkommenden Farbtöne zu erzeugen. Das kann schon erreicht werden durch drei Grundfarben. Grünes, blaues und rotes Licht genügt, um durch Mischung alle Farbtöne zu erzeugen.

Sollen nun die Mischfarben nicht durch farbiges Licht, sondern durch Farbstoffe hergestellt werden, so sind als Grundfarben gelb, rot und blau erforderlich, jedoch müssen diese Grundfarben in Reinheit und Leuchtkraft den Spektralfarben möglichst nahe kommen.

Durch die Erkenntnis, daß alle Farben auf drei Grundfarben zurückgeführt werden können, ist das Problem der Farbenphotographie erheblich vereinfacht, ja es ist damit der Weg, der zur Lösung führen muß, bereits gewiesen. Wenn man alle Farben in drei Grundfarben zerlegen und aus diesen auch wieder zusammensetzen kann, so braucht man ja nur von jedem Gegenstand drei Aufnahmen zu machen, deren jede die Wirkung des Lichtes einer der Grundfarben ergibt, und diese drei Aufnahmen in irgendeiner Weise wieder zu einem farbigen Gesamtbilde zu vereinigen. Diesen Gedanken hat der englische Physiker Maxwell zuerst ausgesprochen. Zur Verwirklichung desselben schlug er vor, drei Aufnahmen durch farbige Gläser zu machen. Ein blaues Glas, vor dem Objektiv des photographischen Apparates angebracht, bewirkt, daß nur die von dem Objekt ausgehenden blauen Strahlen die Platte treffen und auf derselben einen Lichtindruck hervorrufen können, denn durch das blaue Glas, wenn es einen ganz bestimmten Ton hat, gehen nur die blauen Strahlen hindurch, die andersfarbigen aber nicht. Macht man eine zweite Aufnahme durch ein rotes, eine dritte durch ein gelbes Glas, so erhält man drei Negative, die zwar nicht farblos sind, deren jedes aber nur den Teil des Bildes zeigt, welcher die betreffende Grundfarbe rein oder in Mischung enthält. Die auf solche Weise hergestellten drei



Mondaufgang. Nach dem Gemälde von Smith Field.

Teilbilder sollten nach Maxwells Vorschlag durch drei Projektionsapparate mit farbigen Gläsern übereinander auf einen weißen Schirm geworfen und so das Bild in seinen natürlichen Farben zur Anschauung gebracht werden. Im Jahre 1861 hat Maxwell versucht, diese von ihm aufgestellte Theorie praktisch zu verwirklichen. Maxwells Versuche konnten jedoch nicht gelingen, weil die photographischen Platten, welche man damals benutzte, nur für blau, aber nicht für gelb und rot empfindlich waren. Erst im Jahre 1873 erfand der bekannte Photochemiker G. W. Vogel in Berlin ein Verfahren zur Herstellung von Platten, welche für alle Farben empfindlich sind. Anfangs der 80er Jahre war Vogels Verfahren soweit vervollkommen, daß die farbenphotographischen Versuche Maxwells wieder aufgenommen werden konnten. Die Franzosen Ducos du Hauron, Cros und Vidal beschäftigten sich eingehend mit praktischen Versuchen der Dreifarbenphotographie, die schließlich in den 90er Jahren praktische Verwendung in den verschiedenen Techniken des Dreifarben-druckes (Lichtdruck, Steindruck, Buchdruck) fanden. Später wurden auch photographische Kopiermethoden für Dreifarbenaufnahmen gefunden.

Die Entstehung eines Bildes unter Anwendung der Dreifarbenphotographie machen wir uns am besten an einem Beispiel klar. Stellen wir uns vor, es solle ein Blumenstrauß photographiert werden, der zusammengefaßt ist aus gelben, roten und blauen Blumen von reiner Farbe. Denken wir uns den Strauß in eine Vase von unbestimmtem Farbenton gesteckt, die auf einem weißen Tisch vor einem schwarzen Hintergrund steht. Die erste Aufnahme wird durch ein blaues Glas vorgenommen. Dasselbe ist entweder vor dem Objektiv oder unmittelbar vor der Platte angebracht. Der Ton des blauen Glases ist so abgestimmt, daß es nicht nur blau, sondern auch rot durchläßt, gelb aber absorbiert. Es kann also nur blau und rot auf die Platte einwirken. Das Negativ, welches durch das blaue Glas aufgenommen wurde, zeigt deshalb ein kräftig geschwärztes Bild der blauen und roten Blumen. Die Vase, deren Ton auch etwas blau und rot enthält, gibt ein flaves Bild, das Bild der gelben Blumen erscheint vollkommen klar, da ja gelbes Licht gar nicht zur Platte gelangt ist, der weiße Tisch, der alles Licht reflektiert, das heißt, alle drei Grundfarben enthält, gibt ebenfalls ein kräftiges Bild, und der schwarze Hintergrund, von dem überhaupt kein Licht ausgeht, der also gar keine Farbe enthält, erscheint auf dem Negativ klar und durchsichtig. Bei der zweiten Aufnahme wird ein grünes Glas als Strahlenfilter benutzt. Dasselbe ist so abgestimmt, daß es blau und gelb durchläßt und nur rot absorbiert. Das zweite Negativ muß demzufolge so aussehen: die blauen und gelben Blumen sowie der weiße Tisch sind am kräftigsten geschwärzt, die Vase weniger kräftig, die roten Blumen und der schwarze Hintergrund völlig klar. Die dritte Aufnahme wird durch ein rotes Glas gemacht, welches rot und gelb durchläßt und nur blau absorbiert. Diese Aufnahme ergibt ein Negativ, auf dem die roten und gelben Blumen sowie der weiße Tisch kräftig gezeichnet sind, während die Vase wieder ein flaves Bild ergibt, die blauen Blumen aber und der schwarze Hintergrund durchsichtig erscheinen.

Durch dies Verfahren sind also drei Negative zustande gekommen. Auf dem ersten sind alle gelben und gelb als Vermischung enthaltenden, auf dem zweiten alle roten und rot enthaltenden, auf dem dritten alle blauen und blau enthaltenden Partien des Originals mehr oder weniger durchsichtig. Farblich sind die Negative natürlich nicht. Sie zeigen den grauschwarzen Ton, ebenso wie die Negative für gewöhnliche Photographie.

Nun gilt es, mit Hilfe der drei Negative die natürlichen Farben des Originals im Bilde wieder erscheinen zu lassen. Verschiedene Wege führen zu diesem Ziel. Man kann durch photo-mechanische Mittel nach den Negativen Druck-platten anfertigen für Lichtdruck, Steindruck, Buchdruck und mit Benutzung dieser Platten die drei Grundfarben gelb, rot und blau übereinander drucken. Diese Techniken finden da Anwendung, wo große Auflagen von Bildern hergestellt werden sollen. Braucht man aber nur wenige Bilder, dann wendet man ein photographisches Kopierverfahren an, nämlich den Dreifarbenpigmentdruck.

Der Pigmentdruck, auch Stohleindruck genannt, ist ein Verfahren, dessen sich die Photographie zur Herstellung einfarbiger Bilder nach gewöhnlichen Negativen schon lange bedient. Die wesentlichsten Bedingungen des Pigmentdrucks sind folgende: Gelatine, die mit einem Farbstoff (Pigment) vermischt ist, wird durch Zusatz von chromsaurem Salz lichtempfindlich gemacht. Diese Mischung wird auf Papier gestrichen und unter einem Negativ belichtet. Durch die Wirkung des Lichts verliert die Gelatine ihre Eigenschaft, Wasser aufzufangen und sich in Wasser zu lösen. Bringt man das Pigmentpapier nach genügender Belichtung in warmes Wasser, so löst sich die nicht belichtete Gelatine auf, die vom Licht getroffene aber bleibt auf dem Papier haften und stellt das positive Bild dar.

Dieselbe Technik ist es, welche auch bei der Pigmentkopie in drei Farben angewandt wird, nur mit dem Unterschiede, daß hier drei Pigmentschichten, eine gelbe, eine rote und eine blaue übereinander gelegt werden müssen. Unter dem ersten Negativ, auf dem die dem Gelb des Originals entsprechenden Partien durchsichtig sind, wird ein gelbes Teilbild hergestellt. Dasselbe zeigt, um bei unserem Beispiel zu bleiben, die gelben Blumen in kräftigem Ton, ebenso den Hintergrund. Der gelbe Anteil des unbestimmten Tones der Vase macht sich als leichter gelber Hauch bemerkbar, von allem übrigen dagegen enthält dieses Bild nichts. -- Unter dem zweiten Negativ, auf dem die dem Rot entsprechenden Stellen durchsichtig sind, wird ein rotes Teilbild hergestellt. Es zeigt die roten Blumen und den Hintergrund kräftig, die Vase flau, sonst nichts. Auf dem unter dem dritten Negativ hergestellten blauen Teilbilde sind die blauen Blumen und der Hintergrund kräftig, die Vase flau, das übrige ist nicht zu sehen. Diese drei Teilbilder, die sich auf abziehbaren, durchsichtigen Unterlagen befinden, werden nun auf weißes Papier übertragen, so daß sie ganz genau passend übereinanderliegen. Da die sehr dünnen farbigen Gelatineschichten, aus denen das Bild besteht, durchsichtig sind, muß das von der weißen Papierunterlage reflektierte Licht durch sie hindurchdringen, soweit ihre Beschaffenheit es zuläßt. Also, wo nur eine gelbe Schicht das Papier bedeckt, sehen wir gelb, weil nur gelbe Strahlen durch sie hindurchgehen. Ebenso ist es mit rot und blau. Im Hintergrund liegen kräftige Töne aller drei Farben übereinander, dort kann gar kein Licht mehr hindurchdringen, er ist deshalb schwarz. Im Bilde der Vase liegen ebenfalls alle drei Farbschichten übereinander, jede einzelne ist aber so flau, daß ein Teil der Lichtstrahlen aller drei Farben hindurchgeht, die nun gleichzeitig unser Auge treffen und den Eindruck der unbestimmten Farbe hervorrufen. Da der weiße Tisch auf allen drei Positiven ein kräftiges, und deshalb auf allen drei Negativen gar kein farbiges Bild gab, so sehen wir an seiner Stelle im Gesamtbilde nur weißes Papier. Auf diese Weise sind also im farbigen Bilde alle drei Grundfarben, die bei der Aufnahme getrennt wurden, wieder vereinigt und im richtigen Verhältnis gemischt. Wenn die Arbeit in jeder Hinsicht gut gelungen

ist, dann muß die Farbewirkung des Bildes dieselbe sein wie die des Originals. Der geringste Mißerfolg in irgendeinem Stadium des Herstellungsprozesses oder auch die Verarbeitung mangelhaften Materials hat mit Sicherheit eine unvollkommene, mehr oder weniger von der Natur abweichende Wiedergabe der Farben zur Folge.

Ein dem Dreifarbenpigmentdruck verwandtes Kopierverfahren ist die Pinotypie. Bei der Anwendung dieses Verfahrens werden nach den drei Negativen Diapositive, das sind positive Bilder auf Glas, angefertigt. Unter jedem der drei Diapositive wird eine Glasplatte, welche mit Gelatine überzogen ist, die durch Chromsalz lichtempfindlich gemacht wurde, belichtet. Wo das Licht die Gelatine traf, wird sie hart und nimmt kein Wasser auf. Aus der nicht vom Licht getroffenen Gelatine wird durch Wässern das Chromsalz wieder entfernt. Man wendet die Platten in wässrigen Farblösungen -- die eine in gelber, die andere in roter, die dritte in blauer -- gebadet. Nur die nicht belichtete und deshalb weich gebliebene Gelatine nimmt die Farbe an. Mit den gefärbten Platten werden jetzt die drei Teilbilder auf Papier, welches mit farbloser Gelatine überzogen ist, übereinander gedruckt. Für jedes Bild, welches so hergestellt werden soll, müssen die Platten aufs neue gefärbt werden.

Die Dreifarbenphotographie dient nicht nur der Herstellung materieller Bilder, sondern sie gibt auch das Material für die Erzeugung von optischen Bildern, welche durch Projektionsapparate zur Anschauung gebracht werden. Da es sich bei der Projektion um Mischung von farbigem Licht handelt, welches ganz andere Resultate ergibt, als die Mischung von Farbstoffen, so müssen bei Aufnahmen für den Dreifarbenprojektionsapparat anders abgestimmte Filter verwandt werden als bei Aufnahmen für materielle Bilder. Mancher Berliner Leser wird sich der schönen Bilder in natürlichen Farben erinnern, die vor einigen Jahren in der Urania nach Aufnahmen von Professor Miethe mit einem großen, eigens für diesen Zweck gebauten Dreifarben-Projektionsapparat vorgeführt wurden.

Eine neue Methode der Farbenphotographie macht in jüngster Zeit viel von sich reden. Es ist das nach seinen Erfindern, den Brüdern Lumière in Lyon, benannte Lumière'sche Verfahren.

Dieses Verfahren geht aber nicht etwa von neuen wissenschaftlichen Grundsätzen aus, sondern es beruht ebenfalls auf der Dreifarben-theorie, die nur in einer anderen Form angewandt wird. Von den vorher beschriebenen älteren Methoden der Farbenphotographie unterscheidet sich das Verfahren Lumières in der Hauptsache dadurch, daß es durch eine einzige Aufnahme auf einer Platte ein farbiges Bild liefert. Die Lumière'sche Methode kann als eine Fortführung und Verbesserung des Joly'schen Verfahrens bezeichnet werden, welches auch schon älter ist. Joly benutzte einen unmittelbar vor der lichtempfindlichen Platte angebrachten farbigen Master, das ist eine Glasplatte, die mit feinen durchsichtigen grünen, roten und blauen Linien bedeckt ist. Jede der Linien wirkt als Farbensfilter. Hinter den blauen Linien kann nur blaues Licht die Platte schwärzen usw. Es kommt also ein aus längeren und kürzeren feinen Strichen zusammengesetztes Negativ zustande. Fertigt man nach dem Negativ ein Diapositiv und legt es genau passend auf den Master, so sieht man im Bilde die natürlichen Farben. Da das Bild aus Strichen besteht, so soll es, obgleich die Striche nur je $\frac{1}{15}$ Millimeter stark sind, doch einen etwas unruhigen Eindruck machen. Aus diesem Grunde und wegen der hohen Herstellungskosten der Master hat Joly's Verfahren keine praktische Bedeutung erlangt.

Auch die Brüder Lumière verwenden einen Farbenrafter, der aber nicht aus Linien, sondern aus Pünktchen von etwa $\frac{1}{50}$ Millimeter Durchmesser besteht und kein besonderes Gerät, sondern ein Bestandteil der lichtempfindlichen Platte ist. Das Material des Rasters ist Kartoffelstärke. Von drei Teilen Stärke wird ein Teil grün, der andere rot und der dritte blau gefärbt. Die drei Farbpulver werden so innig gemischt, daß keine einzelne Farbe mehr zu erkennen ist. Dies Pulver wird auf Glasplatten, die mit einer durchsichtigen Klebmasse überzogen sind, aufgetragen, und zwar so, daß die Körnchen dicht nebeneinander, aber nicht übereinander liegen. Zwischen den einzelnen Körnchen darf nicht der geringste Zwischenraum sein, denn sonst würde dort weißes Licht hindurchgehen. Die naturgemäß zwischen den runden Körnern sich ergebenden Zwischenräume werden deshalb mit einem sehr feinen schwarzen Pulver ausgefüllt. Neuerdings heißt es, die Zwischenräume werden jetzt dadurch ausgefüllt, daß die aufgetragenen Körnchen durch Pressen breitgedrückt werden. Nachdem der Raster durch einen Lacküberzug geschützt ist, wird auf denselben die lichtempfindliche Bromsilberemulsion aufgetragen. Diese Platten führen die Bezeichnung „Autochromplatten“.

Während die gewöhnlichen Platten von der Schichtseite aus belichtet werden, müssen die Autochromplatten mit der Schicht nach hinten, mit der Glasseite nach vorn in die Kamera gebracht werden, denn das Licht soll ja erst den Raster passieren, um durch diesen in die Grundfarben zerlegt zu werden, die dann zwar gleichzeitig, aber jede für sich auf die lichtempfindliche Schicht wirken. Wo beispielsweise blaues Licht die Platte trifft, da werden nur die Pünktchen der Bromsilberschicht geschwärzt, welche sich mit den blauen Körnchen des Rasters decken, während an dieser Stelle alle mit den grünen und roten Rasterkörnern sich deckenden Teile des Bromsilbers unverändert bleiben.

Wie bereits gesagt ist, wird auf jeder photographischen Platte das nach der Belichtung noch nicht sichtbare Bild durch chemische Behandlung (Entwicklung) hervorgerufen. Die Entwicklungssubstanz zerlegt das Bromsilber in Brom und Silber, wobei das Brom aufgelöst wird, während das Silber als schwärzlicher Niederschlag auf der Platte zurückbleibt. Dann wird das nicht belichtete, bei der Entwicklung unverändert gebliebene Bromsilber im fixier-

bade aufgelöst und verschwindet gänzlich aus der Platte.

Die Autochromplatten verlangen eine andere Behandlung. Zunächst werden sie, wie gewöhnliche Platten, entwickelt. Infolgedessen sind diejenigen Farben des Rasters, welche im positiven Bilde gesehen werden sollen, durch schwarze Silberpünktchen verdeckt. Die Autochromplatte wird deshalb nach der Entwicklung nicht fixiert, sondern in ein Bad gelegt, welches alles Silber, das sich bei der Entwicklung niedergeschlagen hat, auflöst, das noch auf der Platte enthaltene unveränderte Bromsilber aber nicht angreift. Hierauf wird die Platte dem Licht ausgesetzt und nochmals in ein Entwicklungsbad gebracht. Nun bildet sich an allen Stellen, welche noch Bromsilber enthalten, der grauschwarze Silberniederschlag. Damit ist im wesentlichen die Arbeit vollendet. Jetzt sind alle Farbkörnchen des Rasters, soweit sie an der Farbenwirkung im Bilde keinen Anteil haben dürfen, durch geschwärztes Silber verdeckt, während diejenigen Körnchen, durch deren Farben das Motiv des Bildes zustande kommt, unverdeckt daliegen. Aus der Autochromplatte ist also ein Diapositiv in natürlichen Farben geworden, ein Glasbild, welches nur bei durchfallendem Licht zu sehen ist. Auf Papier läßt sich ein solches, nach Lumières Verfahren angefertigtes Bild nicht übertragen, es kann bis jetzt überhaupt nicht kopiert werden. Jedoch erscheint es keineswegs ausgeschlossen, daß auch für diese Methode der Farbenphotographie ein Kopierverfahren gefunden werden kann.

In photographischen Fachblättern, hier und da auch in der Tagespresse, werden die Ergebnisse des Lumièreschen Verfahrens oft in fast überschwenglicher Weise gelobt. Es wird behauptet, in bezug auf naturtreue Wiedergabe der Farben überträfen die auf Autochromplatten hergestellten Bilder die Erzeugnisse der älteren Methoden der Farbenphotographie. Diese Behauptung scheint mir stark übertrieben zu sein. Bis jetzt konnte ich, da Autochromplatten erst seit Anfang November in Deutschland im Handel zu haben sind, erst wenige Bilder dieser Art sehen. Die Farben sind zwar im allgemeinen richtig wiedergegeben, aber die farbige Gesamtwirkung ist doch süßlicher als die Farbenwirkung der Natur und dadurch erscheint das Bild eben nicht sehr natürlich. Möglich, daß dieser Mangel nicht in dem Verfahren selbst liegt, sondern auf nicht ganz sachgemäße Hand-

habung im vorliegenden Falle zurückzuführen ist. Dies halte ich schon deshalb für wahrscheinlich, weil ja niemand, der nach einer neuen Methode arbeitet, ohne längere Übung und Erfahrung das Beste leisten kann, was mit der Methode zu erreichen ist. Ein abschließendes Urteil über die Ergebnisse des Lumièreschen Verfahrens kann erst dann abgegeben werden, wenn durchaus sachgemäß hergestellte Aufnahmen verschiedener Sujets in größerer Zahl vorliegen und öffentlich ausgestellt werden. Was bis jetzt an Arbeiten nach dem Lumièreschen Verfahren geleistet worden ist, verbitet sich in den engen Kreisen einiger photographischer Vereine, die nur lobende Berichte über den Autochromprozeß veröffentlichen, welche ich jedoch nicht für ganz objektiv halte.

Die mittels Dreifarbenpigmentdruck sowie die durch Pinotypie hergestellten Papierbilder kommen, wenn sie gut gelungen sind, in ihrer Farbenwirkung der Natur sehr nahe. Am allgemeinen geben diese beiden Techniken brillante, helle Farben sehr trenn wieder. Nur in Lichtfarben macht sich manchmal eine etwas störende Mischung von der Natur her. Eine weitere Verbreitung hat diese Art der Farbenphotographie noch nicht gefunden und wird sie auch einstweilen nicht finden, denn das Verfahren ist ziemlich unständlich, nicht leicht zu handhaben, daher kostspielig und in vielen Fällen überhaupt nicht anwendbar. Dagegen kann die Lumièresche Methode ohne Schwierigkeit von jedem Amateur ausgeführt werden, der über leidlich gutes Werkzeug und einen wohl gefüllten Geldbeutel verfügt. Dies ist sehr wesentlich, denn der Preis der Autochromplatten beträgt zurzeit das Zehnfache des Preises der besten Plattenarten für gewöhnliche Photographie. Eine gewisse Beschränkung in der Anwendbarkeit ist dem Lumièreschen Verfahren dadurch gegeben, daß die Autochromplatten eine mindestens fünfzigmal so lange Belichtungszeit erfordern, wie gewöhnliche Platten.

Wenn auch die bis jetzt gebräuchlichen Methoden der Farbenphotographie noch nicht in jeder Hinsicht vollkommen sind, so darf man doch auf weitere Verbesserungen rechnen. Die Farbenphotographie ist ja noch eine ziemlich junge Technik. Entwickelt sie sich auch nur annähernd in demselben Maße, wie ihre ältere Schwester, die Schwarzphotographie, dann kann uns die Zukunft noch manche überraschende Resultate bringen.

Die Liebe aber bleibt das Höchste . . .

Von H. Ger.

Von allen Gütern, die Dir nennen,
O Mensch, zahlreicher Sängers Mund,
Von allen mußt Du einst Dich
trennen,
Und scheiden von dem Erdenrund.
Ob arm und klein und kaum gekannt
Du gingst auf Deinen Lebenspfaden,
Ob „groß“ die Toren Dich genannt
Und rühmend priesen Deine „Taten“:
An Letzes Strom wird alles gleich,
Ob groß, ob klein, ob arm, ob reich.

Nur wenn in treuem Liebeswalten
In Deines Daseins kurzer Zeit,
Du hast bekämpft die Argewalten,
Die zeugen stets der Erde Leid:
Dann war Dein Leben ohne Tadel,
Der tiefen Liebe rein Gefühl
Barg Licht der Menschheit Seelenadel,
Ihr edelstes, ihr höchstes Ziel:
Wer Liebe gab und sie empfing,
Versöhnt aus diesem Leben ging.

Den Säugling auf der Mutter Armen
Empfängt beim Eintritt in die Welt
Der tiefen Liebe zart Erbarmen
Und sorgt, daß alles er erhält.
Sorgsam die Mutterhand ihn leitet,
Und Mutterliebe ihn bewacht,
Sein Lager sie ihm weich bereitet,
Und opfert manche lange Nacht:
Dem war die Kindheit öd und
trübe,
Der nicht gekannt der Mutter Liebe.

Und als der erste Dichter sang,
Sein erstes jauchzend Lied erschau, —
Der Jugendliebe es erklang
Süß wie ein Nachtigallenruf.
Und alle Dichter, alle Zungen,
Soweit der Erde Grenzen gehn,
Sie haben ihren Reiz besungen
In ihr ein hohes Gut gesehen:
Ja glücklich, wer mit Jugendlust
Geht an der Liebsten Brust.

Der Jüngling bleibt auf engem Plan,
Der Mann stürmt kräftig in das Weite,
Die ganze Menschheit zieht ihn an,
Und teil nimmt er an ihrem Leide.
Drum wo in ernstem, heißem Ringen
Für Freiheit und Gerechtigkeit
Es gilt der Menschheit Feind zu zwingen,
Steht mutig er voran im Streit:
Auch wenn er für sein kühnes Wagen
Muß Sträflingskleid und Ketten tragen.

Und wenn der Parze weiche Hand,
Die unser Schicksal ebern lenket,
Anstatt begehrten leeren Taud
Solch einen Mann als Freund gesendet:
Dem ward ein felt'nes Glück zu teil,
Ein herrlich Los hat der gezogen.
Und für kein Fürstentum ist's feil,
Wem es die Götter zugewogen:
Wohl dem, der in den schwersten Stunden
Den Wert der Freundschaft hat emp-
funden.

So wie der goldnen Sonne Strahl
Belebt, erwärmet und erquicket,
Daß grünelnd, blühend jedes Tal
Dem Winterschlaf wird entrückt:
So gehn der Liebe heiß'ge Flammen
Durch dieses Lebens Labyrinth,
Zum Segen lehrend das Verdammnen
Und tröstend, stärkend Greis wie Kind:
Daß doch ein einz'ger Liebesstrahl
Und mild're jede schwere Qual!

Und wie des ganzen Weltalls Siegel
Mit seiner Schönheit Tag wie Nacht,
Sich sammelt in des Auges Spiegel,
Der erst vereinigt seine Pracht:
So kehren alle Liebeszungen
Zum Ganzen wieder im Poet,
Er schafft, von ihrer Glut durchdrungen,
Unsterbliches, das nie vergeht:
Wer an der Menschheit Dome mit gebaut,
Hat Zukunfts-Erdenglück im Geist ge-
schaut. —

Mondaufgang. Der Nachwinter hat noch einmal das Land in Schnee gehüllt. Nicht weich und flüchtig fielen die Flocken. Der Frost hatte sie gelöst, und der Ostwind, der von der See pfliff, hatte sie scharf in seiner Richtung gehalten, so daß nur die eine Seite der Dächer weiß gefächelt ward und die andere desto schwärzer und trüblicher in den Nebelartag hinausstarete. In ganz kurzer Zeit standen die Mantelsteine von Schwarz und Weiß grell einander gegenüber und brachten Farbe in das dunkle Grau des stillen Hafenslädchens.

Dann hörte der Schnee auf. Der Wind aber lüfte weiter, daß das wellengefurchte Strandwasser sumnte und sang und mit hellem Klatschen sich an das Ufer warf. Und auf den Wellen schaukelten die alten Fischerfahne und wiegten ihre Masten hin und her. Draußen auf der See aber, wo die Schiffer Segel aufgefacht hatten, senkte sich der Wind flugs in diese hinein, hauchte sie und ließ die alten Mähne über die Wellen hüpfen, daß es eine Lust war.

Mählich ging der Tag zur Neige. Die Schatten der Nacht kamen langsam und grau über die stumpfgrünen Wasser getrocknet. Düstere Wolfen schwebten am Himmel. Dann schloß es mit einemmal wie ein Silberglanz durch das schwarze Gewölk: weiß und rund stieg die volle Scheibe des Mondes am Horizont auf, über alles Grau und Düstere ein kaltes, weißblaues Licht gießend.

Man lag ein Schimmern und Glibern über dem Meer. Weißer denn zuvor blinkte der Schnee. Von den Dächern, wo der Frost die Flocken mit einer wässerigen Kruste überfroren, kam ein Klitzen und Funkeln, als wären sie mit Milliarden von Diamanten übersäet. Auch der Wind flaute ab. Das Klatschen der Brandung wurde zum Mausehen, und die Stille der Winternacht legte sich über Wasser und Land, über die angehauchten Schiffe und über den verschneiten Uferweg.

Das Aergernis. Es gab wohl nichts in dem kleinen Fischerdorf, das den Leuten mehr Stoff zur Unterhaltung, zum Aergern oder auch zum Amüsement gegeben, als Heins Lütjepiets Halsstarrigkeit. Nämlich: die reichen und vornehmen Anseher, die ihre kleinen, schmucken und funtelnagelneuten Willen im westlichen Teil des Ortes aufgebaut hatten, ärgerten sich, die im östlichen Teil unterhielten sich die „kleinen“ Leute des Dorfes amüsierten sich über die steifnackige Konsequenz, mit der Heins Lütjepiet sich den modernen Kulturbestrebungen widersetzte. Man fluchte, man drohte, man bat, man bot einen Kaufpreis weit über den Wert, aber Heins Lütjepiet wies seine großen gelben Zähne, verzog das lederfarbene Muzelgesicht zu einem breiten Grinsen, und sagte: „Nä!“ Mehr nicht. „Nä!“ Das war ihm genug. Dann drehte er sich gemächlich um und ging in seinen unheimlichen Wasserstiefeln, die ihm bis zum Leib reichten, schwerfällig davon.

Hein Lütjepiet saß von je auf dem kleinen Fleck Erde nahe am Strande, wo schon seine Urhahn gefressen, eine Kuh geweidet, zwei Schweine gefüttert und — nicht weit davon — ihre Klundern und Heringe gefangen hatten. Es war wahrhaftig nicht seine Schuld, wenn im Laufe des letzten Jahrzehntes der Ort sich zum „Seebad“ entwickelte. Wäre es nach Heins Lütjepiet gegangen, so hätte man den ersten „Fremden“ mehr Seewasser zu trinken gegeben als sie betragen konnten. Wenn er anfangs mit einigen gleichgesinnten Nachbarn über dies unerschöpfliche Thema sprach, dann sagte er: „Erkäufen.“ Wie die jungen Kaben erkaufen.“ Das war je eine Meinung und daran hielt er fest, als die Badegäste schon nach vielen Hunderten zählten und es sich in den Sommerferien am Strande, gar nicht weit von Heins Lütjepiets Haus, wohl sein ließen. Verschunden ist nie einer, Heins fing die Sache mit dem Erkaufen gar nicht erst an. Aber er warf einen bitteren Haß auf die Nachbarn, die zwar auch seiner Meinung gewesen, nun aber doch so klug waren, den hereinströmenden Fremden ihre Türen zu öffnen; sie hatten herausgefunden, daß es rentabler sei, Goldfische zu fangen als Klundern. Als sie dann sogar daran gingen, ihre ganze altererbte Häuslichkeit, ihren seit Generationen eingewohnten Sitz zu verschachern, da stieg Heins Lütjepiets Haß zu Wut und Verachtung. Und er gab sich den heiligen Schwur, wie ein Fels in dieser goldbringenden Brandung zu stehen, mochte um ihn her auch alles zusammenstürzen. Zur Rechten und zur Linken schossen die niedlichen, eleganten Sommerhäuser auf. Drahtgäule und schmiedeeiserne Gitter mit kunstvollen Verzierungen entstanden an Stelle der alten grünen Breden, und statt des Kohls und der „Bauernblumen“ breitete sich eine ungekannte Flora in den Gärten aus. Die braunen Fischernebe, die sonst vor den Türen auf einer Stange in der Sonne trockneten, verschwanden, man stellte Glasfugeln auf einen Pfahl, legte Terrakottahäfen in die Gebüsche und stellte feingliedrige Fische mit bunten Decken

auf die offenen Veranden, die zum Meer blickten. Innerhalb weniger Jahre war es „höllisch nobel“ hier geworden. Bis — ja, eben bis auf Heins Lütjepiets Haus, das nun mit seinem bischen Ackerland und Wiese förmlich eingeklemmt zwischen den feinen, vornehmen Willen saß. Hier wuchs noch der Kohl, hier dufteten noch die Bauernblumen, und hier trockneten noch die Nebe vor der Tür auf einer Stange. Und hinter dem Hause brüllte die Kuh, quiekten die Schweine. Diese Geräusche fielen einigen auf die Nerven. Aber sie waren nicht der Hauptgrund der Entrüstung. Das war nämlich die unglückliche Verleserung, die in Heins Anwesen einwirkte. War es Absicht, Gleichgültigkeit oder Armut — man wußte es nicht —, aber des Halsstarrigen rohgedeckte Häuslichkeit mit allem was drum und dran war, nahm von Jahr zu Jahr eine immer rauhebnigere Form an. Heute sieht's dort so aus: eine Ecke des Hauses ist um einen halben Meter etwa in den Moorgrund gesunken und hat das Dach und einen Teil der Mauern nach dort übergeholt. Wohl ein stärkerer Luftzug vom Meer herüber, so packt einen ein Angstgefühl; man meint, es müsse beim ersten Windstoß einen Zusammenbruch geben. Breite Misse klaffen in den Wänden; der Kalk bröckelt aus den Fugen; kleine Löcher sind sichtbar, und die Fensterladen hängen schief in den halb losgelassenen Angeln. Wer das Dach sieht, erschrickt. Nur die eine Hälfte ist noch einigermaßen regelrecht gedeckt; ein weiteres Viertel befindet sich in einem Zustande, der sich mit einem halberapften Dahn vergleichen läßt; ein unbeschreiblich wüstes, zerrissenes, zerfaseretes Etwas liegt auf den Dachbalken. Der letzte Teil aber grinst einem wie ein Totengerippe entgegen: das nackte, leere Dachgerüst über einem schwarzen Loch. Vor und hinter dem Hause liegt alles durcheinander: eine Henmiere, daneben der Düngerhaufen, Acker- und Fischergeräte, Holz und Kohlen. Die Brunnendeckung ist zerrissen, der Seebalken abgebrochen, der Eimer mit ein paar Tauenden schief angeknüpft. Wie es im Hause aussieht, — niemand weiß es. Denn Heins Lütjepiet läßt keinen Menschen außer sich selbst durch seine Tür. Die Frau ist tot, Kinder hat er nicht; von Freunden weiß er nichts mehr. Er geht nachlässig, mit zerrissener Jacke und einem unheimlich verbissenen Gesicht herum. Manche behaupten, er werde kleiner und finke immer tiefer in die unheimlichen Wasserstiefel hinein.

Jedenfalls haben sie Heins Lütjepiet bis auf den heutigen Tag nicht zu der Einsicht bekehrt, daß sein Anwesen dem ganzen Orte ein Schandfleck und Aergernis sei. Die Spekulation der Umwohnenden sieht in ihm das größte Hindernis zu einer „gedeichlichen Entwicklung des Vadorles“. Darum bestürmen sie ihn. Der Ortsvorsteher hat vor der Tür mit ihm gesprochen, die Gemeindevertretung hat eine Deputation geschickt, ein neben ihm wohnender Bankier schickte ihm einen Manfokausvertrag mit glänzenden Bedingungen ins Haus. Heins Lütjepiet sagt: „Nä!“ Und das Schriftliche findet sich später auf dem Düngerhaufen wieder. Jetzt haben sie den Pastor mobil gemacht; vermutlich soll er es mit dem „Heil der Seele“ versuchen. Die Heins Lütjepiet kennen, glauben seine Antwort im voraus zu wissen: „Nä!“

Die blühende Hahel. Unter den Sträuchern unserer Wälder ist der Haselstrauch wohl einer der bekannteren. Seine langen Hähchenblüten, seine schmieglamen Ähren, seine sammetartig behaarten Blätter und schließlich seine im Frühherbst reisenden Rüsse lassen ihn Freundschaft erwerben bei Jung und Alt. Wir alle kennen den Strauch. Und gar oft ist seine Art, sein Wachsen und Werden schon beschrieben worden. Auch unser allzuerst verstorbener Curt Grotte wick hat den Haselstrauch in seiner Blütezeit geschildert. („Unser Wald.“ Ein Volksbuch von Curt Grotte wick. Berlin. Buchhandlung Vorwärts.) „Ganz früh im Frühjahr,“ heißt es in diesem lehrwerten Buche, das mit einem Vorwort Wilhelm Bölsches versehen ist, „zu allererst von allen Gehölzarten, oft schon im Februar, fangen die Hähchen, die bereits den Winter über in geschlossenen Zustande an den Zweigen hängen, an, sich zu strecken und zu blühen. Sie sind sehr unscheinbar; die männlichen Hähchen bilden einen langen, lockeren Zylinder, die weiblichen ein mehr kugelförmiges, viel kleineres Gebilde, aus dem farminrote Narben hervorschauen. Stößt man an den Strauch an, wenn er so mit den langen, lustigen Hähchen behängt ist, so bricht aus diesem eine Wolke gelben Blütenstaubes. Nach kurzer Zeit schrumpfen die männlichen Hähchen zusammen und fallen ab, die weiblichen aber bilden sich im Laufe des Sommers zu Früchten, den bekannten Haselnüssen, aus.“

Bandwurmmittel pflanzlichen Ursprungs. Mit kaum einer Ausnahme liefert das Pflanzenreich alle

Mittel gegen den menschlichen Bandwurm. Wenn in vielen Fällen auch der Arzt hinzugezogen werden dürfte, sind die meisten Mittel auch ohne ärztliche Verordnung zu erhalten. Schon im Altertum hatte der Granatapfel eine weite Verbreitung. In dem alten Testament, sowie an assyrischen und ägyptischen Wandmalereien findet der Granatapfel mit seinen erfrischenden Früchten, den Granatapfeln, Erwähnung. Der wurmtreibenden Wirkung des Baumes wird schon um 200 v. Chr. von Galen gedacht. Während man aber damals die Fruchtschale verwandte, benutzt man jetzt die Rinde vom Stamme und von der Wurzel des Baumes. Man läßt eine entsprechende Menge der zerfeinerten Rinde zwei Stunden lang mit Wasser stehen und kocht dann diesen Auszug mit der noch darin befindlichen Menge ein. Diese Abkochung besitzt einen schlechten, stark zusammenziehenden Geschmack; sie erzeugt häufig Uebelkeit, Leibschmerzen, ja sogar Erbrechen. Zitronenlimonade gilt als Linderungsmittel gegen diese Beschwerden. Bei allen Kurten dieser Art bewirkt man viel Bewegung. Man hält sich dabei auch während der Dauer der Kur im Zimmer in möglichst ruhender Stellung auf. Von Mitteln in Pulverform ist dann zu nennen: Koso (Kassa), ein bräunlich-gelbes Pulver von anfangs schleimigen, dann widerlich-bitterem und zusammenziehendem Geschmack. Daher stellen sich auch hierbei vielfach Uebelkeit und Brechreiz ein. Die pulverbörmigen Mittel werden meist in Form einer Latwey, oder eines Weines genommen, gewöhnlich in Bier oder Honig eingerührt, da sie mit Wasser schwer mischbar sind. Koso stammt von einem stattlichen, in Abessinien einheimischen Baume. Seine pulverförmigen weiblichen in großen Rippen wachsenden Blüten stellen unser Mittel vor. Nach Europa brachte James Bruce die Kunde dieses Mittels, als er um 1770 seine Reise zur Erforschung der Nilquellen unternommen hatte. Doch erst um der Mitte des vorigen Jahrhunderts findet sich die Droge im Handel Deutschlands. — Kama la ist ein anderes Mittel; es kommt gleichfalls nur als Pulver vor; seine Heimat ist das tropische Asien, Süd-China und Vorderindien. Die Früchte des Kamalabaumes — *Mallotus philippinensis* — sind auf ihrer ganzen Oberfläche mit roten Drüsen bedeckt, welche als Kamala in den Handel kommen. Durch Schütteln wird das rote Pulver in Körbe oder Siebe abgelesen. Auch dieses Mittel erzeugt zuweilen von seiner Geschmadslosigkeit Uebelkeit, aber selten Erbrechen. Außer bei Menschen wird Kamala als Wurmmittel hauptsächlich bei Schafen angewandt. Der Baum wird schon um 500 v. Chr. erwähnt; er dient in Indien gottesdienstlichen Zwecken. Das rote Pulver fand auch zeitweise in der Färberei als Wurmmittel aber erst seit 50 Jahren Verwendung. — In den letzten Jahren ist als weiteres Bandwurmmittel die Fenchel der im tropischen Asien einheimischen Arecapalme in Aufnahme gekommen. Die Arecapalme dient bekanntlich auch der alten Sitte des Betelkauens; schon in alten Sanskritschriften wird die Arecapalme erwähnt. — Das von den Ärzten am meisten verordnete und unabweisbar sicherste Mittel gegen den Bandwurm liefert das bei uns einheimische Farnkraut. Der aus der Wurzel hergestellte Aether-Auszug stellt eine grünlich-schwärzliche dicke Flüssigkeit von sehr schlechtem Geschmack dar. Daher ist die übliche Arzneiform vielfach die in elastischen Kapseln. Auch die Wurmkrautkraft bekämpft, das aber gelegentlich Körperschäden hervorrufen kann. So sind nach seinem Gebrauche, wenn auch sehr vereinzelt, Fälle von Erblindung eingetreten. Aus diesem Grunde ist der Verkauf des Mittels ohne ärztliche Verordnung den Apothekern seit einigen Jahren verboten worden. Schon in der römischen Kaiserzeit war die wurmtreibende Wirkung des Mittels bekannt. Als wirksames Prinzip enthielt ein Geheimmittel, das die französische Regierung der Witwe eines Arztes Kaffer in Mürten im Jahre 1775 abkaufte, Farnkraut. Das Mittel des Apothekers Daniel Mathien, das ihm Friedrich II. abkaufte, enthielt gleichfalls Farnkrautwurzel. — Als gutes Hausmittel gelten Kürbiskerne zur Bandwurm-Abtreibung. In Verlehen befinden sich außerdem eine große Anzahl von Mitteln, die als wirksamen Bestandteil einer der hier behandelten Stoffe enthalten. Alle diese „Bandwurm-Spezialitäten“ zeichnen sich dadurch aus, daß sie wohl immer über ihren eigentlichen Wert bezahlt werden müssen. el.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!